



Leseprobe

Kate Spencer

Zwei Herzen unter acht Millionen

Eine Liebe in New York.
Roman – Dieser SPIEGEL-
Bestseller sorgt für einen
romantischen Sommer

»Ein toller Schmöker für Strand und
Veranda.« WDR 4

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 09. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Acht Millionen Menschen. Doch nur einer davon ist für dich bestimmt.

Es ist nur einer dieser New Yorker Momente: Die verrücktesten Dinge geschehen, aber wenige Minuten später ist es, als wären sie nie passiert. So redet sich Einrichtungsdesignerin Fran die peinlichste Szene am schrecklichsten Tag ihres Lebens schön. Dabei sieht sie den Moment noch genau vor sich: Wie sie frisch gefeuert und schwitzend in die überfüllte U-Bahn sprintet, ihr Kleid in der Tür einklemmt, es am Rücken aufreißt, und ihr ein attraktiver Fremder sein rettendes Gucci-Sakko um die Schultern legt – um zu verhindern, dass sie ganz New York ihre Unterwäsche präsentiert. Als Fran wenig später online ein Video von der Begegnung mit ihrem geheimnisvollen Retter entdeckt, das angeblich den Beginn einer echten Lovestory zeigt, möchte sie noch weiter im Erdboden versinken. Zum Glück ist das Schöne am Leben in einer Stadt mit acht Millionen Einwohnern, dass man sich sowieso nie wiedersehen wird. Oder?

Spaziergänge im Central Park, Sonnenuntergänge auf der Brooklyn Bridge und romantische Stunden zu zweit: Die schönste New York Love Story des Jahres!

Hochwertig veredelt – ein Buch, das funkelt wie die Lichter am Broadway



Autor

Kate Spencer

Kate Spencer schreibt regelmäßig für bekannte amerikanische Medien, z.B. die Washington Post oder Cosmopolitan. Mit ihrem preisgekrönten Podcast Forever35 begeistert die Autorin und

Für Anthony, die eine Hälfte
meiner New Yorker Liebesgeschichte.
Und für Teresa und Sarah,
die die andere Hälfte ausmachen.



ERSTES KAPITEL

Franny

Keiner rechnet damit, gefeuert zu werden, wenn er morgens aufwacht.

Keiner trinkt sein erstes Schlückchen Kaffee und denkt sich: Heute gehe ich in die Arbeit, checke meine Mails, und während ich dann gerade Melinda, dieser Nervensäge von einer Kundin, antworten will, bekomme ich eine Benachrichtigung über Slack, in der ich aufgefordert werde, zu einem »wichtigen Gespräch« in den Konferenzraum zu kommen.

Und wer ahnt, bitte schön, dass das erfolgreiche Interior-Design-Start-up, das einen vor vier Jahren in einer riesigen Einstellungsblitzaktion angeheuert hat und bei dem die Kühlschränke immer voll mit frisch gepressten Biosäften sind, wo es gemütliche Sitzsäcke in jedem Meetingraum gibt und man sich zur Happy Hour auf der Dachterrasse trifft, innerhalb von fünfundvierzig Minuten die Hälfte seiner Belegschaft entlässt?

Niemand wagt doch daran zu denken, dass die Unsummen von Risikostartkapital, die allen ein überzogenes

Gefühl der Sicherheit und der unendlichen Möglichkeiten geben und es dem sechsundzwanzigjährigen Gründer erlaubt haben, seine Belegschaft von siebenundzwanzig auf vierundsechzig Mitarbeiter plus einen kirschroten Maserati aufzublasen, vom Team an der Spitze so schlecht verwaltet worden sind, dass plötzlich eines Tages nichts mehr davon übrig ist?

Zumindest ich nicht.

Jedenfalls hatte ich es nicht für möglich gehalten, dass dieselben Leute, die mir begeistert von vier Wochen Urlaub für sämtliche Mitarbeiter – sogar für die Jobeinstieger – vorgeschwärmt hatten, mir eines Tages vor riesigen Starbucksbechern auf bunten Mid-Century-Stühlen (die ich, ehrlich gesagt, so nicht für meine Klienten ausgesucht hätte) gegenüber sitzen und Folgendes von sich geben würden:

»Es tut uns wirklich leid, Franny. Wir haben deinen Einsatz für Spayce immer sehr geschätzt, aber wir müssen das Digital- und das Designteam zusammenlegen. Sogar im Marketing müssen große Einschnitte vorgenommen werden. Das ist einfach eine sehr bedauerliche Seite der Arbeit in einem Start-up. Du weißt ja, wie das ist. Wir sind zu schnell gewachsen, und jetzt müssen wir uns leider verschlanken.«

Aber eigentlich hätte ich ahnen müssen, dass eine Firma, die versprach, alles auf den Kopf zu stellen, damit nicht nur ihre Branche, sondern vielleicht auch mein ganzes Leben meinte.

Statt die Beförderung zu kriegen, die mir bereits seit einem Jahr in Aussicht gestellt worden war, wurde ich kurzerhand gefeuert, und das alles vor zehn Uhr morgens. Ich fühlte mich, als wäre ich von jemandem abserviert worden, von dem ich eigentlich erwartet hätte, er würde auf die Knie gehen und mir einen Heiratsantrag machen.

Danach kehrte ich wie benommen zurück an den riesigen weißen Arbeitstisch, den ich mir mit sechs anderen Junior-Designern teilte. Tränen brannten mir in den Augen, und ich konnte nur immer wieder »Mist, Mist, Mist« vor mich hin murmeln. Mein Brustkorb fühlte sich eng an, Panik erfasste mich. Mein Hirn verwandelte sich plötzlich in eine endlose Liste aus Zahlen und Stichpunkten, die über einen Bildschirm in meinem Kopf liefen: *Studiendarlehen, Handyrechnung, Essen, die karierten Vans, eine Spezialanfertigung, für die ich hundert Dollar berappt hatte, als ich neulich mal wieder eine kleine Onlineshopping-Therapie absolviert hatte, Miete.* Mein Apartment war für New Yorker Verhältnisse zwar »erschwinglich«, aber die Kosten dafür stellten trotzdem einen stattlichen Posten dar, den ich mir damit schönredete, dass mir die Wohnung einfach so gut gefiel. Sie war zwar winzig und hin und wieder verirrte sich auch eine Kakerlake dorthin, aber sie war mein eigenes Reich. Ganz zu schweigen davon, dass ich eigentlich vorgehabt hatte, dieses Jahr einen ordentlichen Teil meiner Kreditkartenschulden und auch endlich den Kurztrip nach

Miami von vor drei Jahren abzubezahlen, bei dem ich aus Versehen eine Dreihundert-Dollar-Flasche Wein bestellt hatte und es mir zu peinlich gewesen war, meinen Fehler vor dem Kellner zuzugeben. Ich hatte all meine Hoffnungen und Träume auf dem Visionboard festgehalten, das ich zusammen mit meinen besten Freundinnen Cleo und Lola an einem Samstagvormittag Anfang Januar, unterstützt von einer Ladung Bagels von Russ & Daughters, gebastelt hatte. Aber meinen Job zu verlieren, stand definitiv nicht drauf. Und die Chanel-Tasche hatte ich mir auch noch nicht gegönnt. Tja, wenigstens hatte ich jetzt den Beweis dafür, dass dieser Manifestations-Mist einfach totaler Quatsch war.

Dough, der Leiter der IT-Abteilung, umrundete mit betretenem Gesicht unseren gemeinsamen Schreibtisch, loggte uns nacheinander aus unseren Computern aus und änderte die Passwörter. Nerv-Melinda würde keine Antwort zu der hellroten Samtcouch mehr von mir bekommen, die ich für ihr Wohnzimmer in Seattle aufgetrieben hatte. Die Vorstellung, dass sie verärgert dasaß und auf meine Mail wartete, war der einzige Silberstreif am Horizont dieses sonst so bescheidenen Tages.

Ein Haufen Pappkartons lag auf den hellrosa Sofas in der Mitte des Büros herum, wo immer die Morgen-Meetings des Designteams stattgefunden hatten. Ich beobachtete Ramona, meine stille, introvertierte und brillante Kollegin, die an den Wochenenden in ihrem Atelier in Queens lebensgroße Skulpturen aus Pappmaschee an-

fertigte, wie sie schniefend ein paar persönliche Gegenstände von ihrem Schreibtisch in eine viel zu kleine Box packte.

»Ramona«, sagte ich, als ich ihren Blick bemerkte. »Es tut mir so leid.«

Sie wischte sich mit dem Ärmel über die Augen und schenkte mir ein verweintes Lächeln. »Ich hab es noch niemandem hier gesagt, aber ich bin schwanger.«

Mir blieb der Mund offen stehen. »Oh Gott.«

Sie nickte. »Und Chris ...«, sie schluchzte, als sie den Namen ihres Partners aussprach, »er hat gerade seinen Job gekündigt, um endlich eine Ausbildung zum Koch zu machen. Wir sind so was von am Arsch.«

Mein Magen verkrampfte sich, als ich mir vorzustellen versuchte, wie sie die Grundausstattung für das Baby finanzieren sollten.

»So eine Scheiße«, sagte ich. »Die Raten für meinen Studienkredit sind ein Albtraum. Ich weiß nicht, wie ich sie jetzt abbezahlen soll.«

Die Unterhaltungen um uns herum waren gedämpft und flüsternd, doch die Panik war spürbar. Fast alle Mitarbeiter waren unter dreißig, und die Hälfte von uns war jetzt arbeitslos, musste froh um jede noch so kleine Abfindung sein und wurde hinaus in die Wildnis des New Yorker Arbeitsmarkts geschickt. Ich hatte mich also vier Jahre lang in einem Job abgerackert, in dem ich mich zwar nicht immer kreativ ausleben konnte, der aber gut bezahlt war, und meine Kollegen waren nett, und es war

einfach, neun Stunden am Tag mit ihnen zu verbringen. Und jetzt mussten sie, genau wie ich, das, was von der Zeit bei Spayce übrig geblieben war, in eine vierzig Zentimeter große Pappschachtel stopfen.

Einen würfelförmigen Award für das beste digitale Design-Start-up 2020 aus Kristall. Eine kleine grüne Schildkrötenfigur, die mir mein Kollege Raphael aus Mexiko mitgebracht hatte. Das gerahmte Foto von Keanu Reeves, das mir die Kollegen mal als Aprilscherz auf den Schreibtisch gestellt hatten. Die Edelstahl-Trinkflasche mit dem Firmenlogo, die alle Mitarbeiter zum letzten Earth Day bekommen hatten.

Vier Jahre meiner beruflichen Laufbahn, in zehn Minuten zusammengepackt und bereit, von mir mit der U-Bahn nach Hause befördert zu werden.

Mit meiner mit Strasssteinen verzierten Vintage-Handtasche über der einen Schulter und meiner Spayce-Baumwolltragetasche, in der sich noch mein Mittagessen aus Pastaresten vom Vortag befand, über der anderen, schnappte ich mir meine Box, murmelte Auf Wiedersehen und trottete zum Aufzug, wo ich den neonblauen Knopf mit dem Knie betätigte.

In New York herrschte gerade eine für die Jahreszeit ungewöhnliche Hitzewelle, mit plötzlichen Temperaturanstiegen von fünfzehn auf dreißig Grad Anfang Mai. Nur wenige Stunden zuvor, morgens um halb acht, war ein bauschiges, ärmelloses Seidenkleid in Smaragdgrün (meine Freundin Cleo nannte es immer meinen »fancy

Kartoffelsack«) in Kombination mit weißen hohen Chucks eine absolut vernünftige Outfitwahl gewesen.

Aber sogar in diesem luftigen Outfit verwandelten mich, derart vollbepackt, die drei Blocks bis zum Times Square in ein schwitzendes Bündel aus Kleidung und Taschen, mit Schweißflecken unter den Achseln und verklebten Haaren. Und zu allem Überfluss trat an meiner rechten Ferse eine Blase ihren Siegeszug an.

Nachdem ich eine halbe Ewigkeit herumgekrämt hatte, fand ich meine Metrokarte und zog sie durch den Kartenleser am großen Metalldrehkreuz der Station. Ich schaffte es die Treppe hinunter, manövrierte mich durch die Mauer aus Menschen, die noch zur Arbeit eilten, bewegte mich in Richtung des Zuges nach Downtown – um an der Treppe von einem Infoschild begrüßt zu werden: AUFGRUND VON BAUARBEITEN HEUTE KEINE ZÜGE NACH DOWNTOWN VON DIESEM BAHNSTEIG. An diesem Morgen ging wirklich alles schief, was nur schiefgehen konnte. Ich machte schimpfend kehrt, um eine andere Verbindung zu nehmen, die mich wenigstens bis nach Brooklyn bringen würde. Von dort aus könnte ich dann mit einer anderen U-Bahn zurückfahren. Ein ätzender Umweg, der mir gerade noch gefehlt hatte. Gott, ich wollte einfach nur nach Hause. Während ich verschnauft, stieg mir der stechende Gestank der U-Bahn in die Nase, der sich leider immer breitmachte, sobald sich die Luft in unserer schönen Stadt erwärmte. »Oh mein Gott«, murmelte ich und unterdrückte ein Würgen.

Und dann hörte ich es: das Geräusch quietschender Bremsen – ein sichere Zeichen, dass mein Zug bereits am Bahnsteig einfuhr, während ich noch eine ganze Treppe vor mir hatte. Ich wagte es, durch die Nase zu atmen – igitt, alles stank nach Urin – und verfiel in einen Laufschrift, wobei der Krimskrams in der Schachtel bei jedem meiner Schritte auf und ab hopste. Ich erreichte das Ende der Treppe und erhaschte einen Blick auf das silberne Glitzern der U-Bahn-Waggons. Sie stand noch in der Station.

Ding, ding, vermeldeten die Türen. Jeder New Yorker wusste, was dieses Geräusch bedeutete. Es war an der Zeit, loszurennen.

»Nein, nein, nein!«, rief ich und sprintete genau in dem Moment auf den Bahnsteig, als sich die Türen gnädigerweise noch einmal öffneten. Ich nahm den Zug nur verschwommen wahr, aber durch die zerkratzten Fenster konnte ich erkennen, dass er voll war – Körper an Körper dicht gedrängt. Eine ganze Barrikade aus Menschen stand direkt in der Tür.

»Entschuldigung«, schnaubte ich und quetschte mich zwischen eine ältere Frau, die sich mit ihrem Einkaufswägelchen in das Innere des Waggons vorschob, und einen großen, schlanken Mann im Anzug. »Tut mir leid, danke«, sagte ich und beugte mich etwas zur Seite, um mich weiter durchdrängeln zu können. Doch mit dieser blöden Box unterm Arm hatte ich keine Möglichkeit, mich schmaler zu machen. Immerhin war ich drin,

wenn auch nur knapp. Endlich war ich auf dem Weg nach Hause, um diesem hundsmiserablen Katastrophenmorgen zu entkommen.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, seufzte ich erleichtert auf und lehnte mich mit dem Rücken gegen die Wagentür. Während ich die Box unter den rechten Arm geklemmt hielt, griff ich mit der linken Hand in meine Tasche, in der Hoffnung, an mein Handy zu gelangen, damit ich Cleo und Lola die üble Neuigkeit texten konnte. Gerade als meine Finger das harte Plastik der Handyhülle berührten, spürte ich einen kräftigen Ruck hinter mir.

»Was zur Hölle?«, murmelte ich und wollte mich weg-drehen, aber ich konnte mich nicht bewegen. Es kam mir so vor, als wäre ich an der Tür festgenagelt worden. Ich versuchte, einen Schritt nach vorn zu machen, und berührte dabei versehentlich eine schwangere Frau, die sich an einem Deckengriff festhielt, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Warum hat ihr denn niemand einen Sitzplatz angeboten?, schoss es mir durch den Kopf, als ich mich dafür entschuldigte, sie angerempelt zu haben. Während meine Gedanken zwischen der Sorge um sie und der Frage, warum ich mich nicht bewegen konnte, hin- und hersprangen, nahmen meine Ohren plötzlich etwas anderes wahr.

Das Geräusch von reißendem Stoff.

Mein Herz fing an zu rasen, und mein Kopf skandierte im Takt: »Oh mein Gott, oh mein Gott.« Mein Kleid – das

wunderschöne, regional in Brooklyn produzierte, zarte Seidenkleid, das ich mir bei Bird in Williamsburg geleistet hatte, obwohl es ein kleines Vermögen kostete, hatte sich offenbar in der U-Bahn-Tür verfangen und war entlang der Rückennaht vom Nacken bis zum Hintern aufgerissen. Mein fancy Kartoffelsack war nun ein fancy Fiasko.

»Oh mein Gott!«, entfuhr es mir laut.

New Yorker sind gut geübt in der Kunst, niemanden anzustarren, aber sie durchbohren jeden mit ihren Blicken, der in ihren persönlichen Bereich eindringt.

Dummerweise war der persönliche Bereich von niemandem mehr sicher, als ich verzweifelt versuchte, mit meiner freien Hand den Rückenteil meines Kleides zu fassen zu bekommen, um ihn zusammenzuhalten. Zuerst rammte ich jemandem den Ellenbogen in den Arm, was derjenige mit einem empörten »Hey!« quittierte.

»Tut mir leid!« Ich machte einen Schritt nach vorn, um mein Gleichgewicht wiederzuerlangen, und latschte dabei einer anderen Mitreisenden auf den Fuß.

»Entschuldigen Sie mal«, fauchte die Frau in schicker Fitnesskleidung, als sie zurückwich.

»Tut mir leid!«, quietschte ich wieder. Mir fiel gleich der Arm ab. Also wechselte ich die Schachtel auf die andere Seite und drückte mich so eng es ging an die Tür, in der Hoffnung, bis zum nächsten Halt ein wenig Zeit zu gewinnen. Aber als ich den Stoff am Hintern zusammenhielt, rutschte mir das Kleid leicht von den Schultern.

Kann man gleichzeitig lachen und weinen? Offenbar!

Denn während mir brennende Tränen in die Augen stiegen, stieß ich ein gequältes Lachen aus. *Was für ein beschissener Tag.*

»Alles okay?«, fragte mich die Schwangere mit ehrlich besorgtem Blick.

»Mein Kleid...« Ich gestikuliere in Richtung meines Rückens. Dadurch rutschte mir der rechte Träger komplett von der Schulter.

»Oh nein!«, stieß sie entsetzt aus.

»Ich weiß«, erwiderte ich, und die Panik war deutlich in meiner schrillen Stimme zu hören. »Ich habe heute sowieso schon einen massiven Kacktag, und wenn sich bei der nächsten Station die Türen öffnen, ziehe ich auch noch in einer U-Bahn voller Leute blank.« Es brauchte nur mehr ein Blinzeln, und schon liefen mir die Tränen über die Wangen. All das Schreckliche, was mir passiert war, strömte aus mir heraus, und das am öffentlichsten Ort überhaupt.

Bevor ich sie davon abhalten konnte, rief die Schwangere in die Menge der Pendler: »Hat irgendwer eine Sicherheitsnadel?« Ihre Stimme war laut genug, dass alle um uns herum zusammenzuckten. »Hat hier denn keiner eine Sicherheitsnadel?«

Mehrere Leute schauten kurz zu uns herüber und wandten sich dann gleich wieder ihren Smartphones zu. Eine junge Frau in einem Kapuzenshirt der New York University, die ihr Haar in einem gigantischen Dutt auf dem Kopf trug, blickte von ihrem Handy auf und

lächelte mich mitfühlend an. Eine ältere Frau fing an, in ihrer riesigen Handtasche zu kramen.

»Schon gut, alles okay«, beteuerte ich, obwohl das offensichtlich gelogen war. Ich drückte mich noch fester mit den Rücken gegen die Tür, während wir der nächsten Station entgegenruckelten.

»Hier, Herzchen!« Die ältere Dame winkte, und die Schwangere streckte die Hand aus. »Es ist zwar keine Sicherheitsnadel, aber vielleicht hilft es.«

Als sich die schwangere Frau zu mir umdrehte und die Hand öffnete, sah ich eine winzige Haarspange.

»Soll ich versuchen, den Stoff damit zusammenzuklemmen?«, fragte sie mich mit skeptischem Blick. Bevor ich etwas sagen konnte, drang eine tiefe, ruhige Stimme durch die klappernden Geräusche der fahrenden U-Bahn. »Hier.«

Es war der große Typ im Anzug, bloß dass er jetzt nur noch ein strahlend weißes Hemd und eine hellblaue Krawatte anhatte. Seine Schultern befanden sich direkt auf meiner Augenhöhe, sein makellostes marineblaues Sakko baumelte von seiner Hand. »Hier«, sagte er noch einmal, offensichtlich ungeduldig angesichts meiner Unfähigkeit zu verstehen, was ich mit seiner Jacke anfangen sollte.

Ich blickte auf und schaute in seine Augen.

Sogar in meinem Zustand à la »Heilige Scheiße«, mein Kleid ist hinten komplett aufgerissen, und ich habe den einzigen Tanga an, den ich besitze, aber eigentlich nie anziehe, weil Tangas einfach elend unbequem sind, doch

leider habe ich es gestern nicht mehr geschafft, meine Wäsche zu waschen, also *tadaaa*, und zu allem Überfluss wurde ich auch noch gefeuert, obwohl ich noch mindestens fünf Jahre lang meinen Studienkredit abbezahlen muss« fiel mir auf, dass er gut aussah. Die Art von attraktivem Fremden, bei dem man unwillkürlich *Wow* denkt, wenn man auf der Straße an ihm vorbeiläuft oder ihn in der U-Bahn lesen sieht.

Angesichts seiner selbstbewussten, souveränen Haltung – die Schultern gerade, das Kinn leicht nach oben gereckt –, seines markanten Kiefers und seines vollen braunen Haars war mir augenblicklich klar, dass dies ein Mann war, der noch nie in seinem Leben eine peinliche Phase gehabt hatte. Während wir anderen in der siebten Klasse mit nässenden Pickeln und glänzenden Zahnspangen herumgerannt waren (ich hatte sogar mit so einer Kappe auf dem Kopf schlafen müssen, Himmelherrgott), war ihm, mit seinen schlanken Muskeln, der samtig reinen Haut, den beneidenswerten Wangenknochen und dichten Wimpern, vom Tag seiner Geburt an alles wie von selbst zugeflogen.

Und dann waren da noch seine Augen, mit festem, ernsthaftem Blick, aber eben auch groß und schön. Sie wirkten braun, aber als ich genauer hinsah, fiel mir auf, dass sie eher tintenfarben waren, wie das Marineblau seines Anzugs. Er hatte den Körper eines Läufers oder Rennradlers oder – schoss es mir plötzlich durch den Kopf – eines *Triathleten*. Unwillkürlich stellte ich ihn mir

in einem dieser knappen Laufanzüge vor, bei dem sich seine Muskeln pulsierend unter dem Elastan abzeichneten, ohne dass er auch nur einen Gedanken daran verschwendete, dass alle Welt jeden Winkel und jede Wölbung seines perfekt geformten Körpers sehen konnte.

»Bitte«, aus seiner Stimme klang eine Mischung aus Anteilnahme und Ungeduld, und die leichte Falte zwischen seinen Augen unterstrich seinen Ton, »nehmen Sie es.« Er hatte sogar schöne Augenbrauen, dicht und so fein geschwungen, dass sie fast schon wie gezupft aussahen, obwohl er sicher viel zu cool war, um das zu tun.

»Was?«, fragte ich ungläubig und mit zittriger Stimme. »Sie wollen mir Ihr Sakko geben?«

Er nickte und lächelte mich ermutigend an: »Ja.« Dann blinzelte er und hielt die Augen einen Moment länger geschlossen, sodass seine dichten Wimpern noch besser zur Geltung kamen – Wimpern, um die ihn wohl alle Frauen beneiden würden, die sich abends die verschmierte Mascara aus dem Gesicht wischten.

»Ich habe noch fünf davon zu Hause«, sagte er, als wäre das eine Selbstverständlichkeit. »Und Sie brauchen es nötiger als ich.«

Noch *fünf*? Wenn ich nicht gerade halb nackt in der U-Bahn gestanden und meinen schlimmsten Albtraum durchlebt hätte, dann hätte ich ja einen Witz darüber gemacht, dass ich seine schicke Anzugjacke verkaufen könnte, um damit meine Miete zu bezahlen. Doch

stattdessen presste ich nur die Lippen zusammen, die ich Stunden zuvor mit meinem knallroten Ganztages-Lippenstift geschminkt hatte. Es war der klägliche Versuch, den Kloß in meinem Hals wegzudrängen, aber es nützte nichts. Das Elend dieses Morgens brach sich mit heftigen Schluchzern Bahn.

»Das ist echt nett von Ihnen, danke«, schniefte ich mit verstopfter Nase. *Meine Güte, warum bloß gehört Schnodder zum Weinen dazu?* Ich sah sowieso schon wie ein neugeborenes Faultier aus, wenn ich weinte, warum musste diese Triefnase das Ganze noch schlimmer machen?

»Aber ich kann... Ihr Sakko nicht annehmen... Ich kann es Ihnen ja... gar nicht zurückgeben.« Mir blieb die Luft weg, und ich brachte meine Worte nur stoßweise heraus.

Bevor er etwas erwidern konnte, ging ein Ruck durch den Zug, und ich stolperte einen Schritt nach vorne, mein Arm schoss instinktiv hoch, um mich abzustützen, damit ich nicht stürzte. Ich wollte mich an einer Stange festhalten, aber da war nichts. Stattdessen knallte ich mit dem Gesicht gegen seine Brust, die sich warm und fest anfühlte. Mein Arm, der nach einer Stange gegriffen hatte, glitt instinktiv an ihm entlang und schlang sich um seinen Rücken, damit er irgendwo Halt fand, und meine Finger klammerten sich an seinem Hemd fest wie an einem Lenkrad. Der Ruck ließ mein Kleid an der Hinterseite auseinanderflattern. Er machte einen Schritt nach vorne, um das Gleichgewicht zu halten; dabei landete

seine Hand direkt auf meinem blanken Hintern, und seine Finger vergruben sich in meiner Haut.

»Oh mein Gott, tut mir leid«, hörte ich ihn von irgendwoher sagen. Der sanfte Druck seiner Handfläche – warm und flüchtig auf meiner nackten Haut – wirkte auf mich elektrisierend und beruhigend zugleich. So standen wir gefühlt minutenlang da – zwei Fremde, die sich ungeschickt umarmten. Meine Wange an seiner Brust wurde ganz heiß, ich war ihm so nah, dass ich vermutlich seinen Herzschlag hätte hören können, wenn ich gelauscht hätte.

»Schon okay«, stammelte ich in sein tröstend kühles Hemd.

Er zog die Hand zurück und stützte sich an der Decke des Waggons ab. »Entschuldigen Sie«, sagte er, trat einen Schritt zurück und hielt seine Hand, als hätte er sich damit gerade an etwas verbrannt. »Das war ein Versehen. Verzeihen Sie.«

Dann wanderte sein Blick nach unten, erst zu mir und dann zu seinem Hemd, auf dem meine Tränen nasse Flecken hinterlassen hatten. Und direkt darunter, oh Gott, war eine Spur von Schnodder zu erkennen. Plötzlich kam mir die Kündigung gar nicht mehr wie das Schlimmste vor, das mir heute passiert war.

Ich wich einen Schritt zurück. Die schwangere Frau warf mir einen mitfühlenden Blick zu, als ich ihr versehentlich auf den Fuß trampelte.

»*Ich* an Ihrer Stelle würde es nehmen« raunte sie mir zu, als ich eine weitere Entschuldigung murmelte. »Außer

Sie wollen es doch damit versuchen ... « Sie hielt die Haar-
klammer hoch.

Die Stimme des Zugführers krächzte aus den Laut-
sprechern, als die U-Bahn im Tunnel zwischen zwei
Haltestellen zum Stehen kam. »Sehr verehrte Fahrgäste,
wir machen einen kurzen Zwischenstopp und warten, bis
der Zug vor uns die Haltestelle verlassen hat.«

»Okay, ja.« Ich nickte ihm zu. »Vielen, vielen Dank.«

Er hielt die Jacke am Kragen vor mir hoch, so wie es
die Männer in den Schwarz-Weiß-Filmen, die ich mir frü-
her mit meiner Mutter angeschaut hatte, immer bei ihren
Verabredungen machten. Behutsam legte er sie mir um die
Schultern und zupfte sie sanft zurecht, sodass sie meinen
Körper umhüllte, wobei sein Kinn fast mein Haar streifte.
Ich atmete auf, erleichtert, dass nicht mehr die ganze Stadt
meinen Hintern sehen konnte. Dabei erschnupperte ich
den Hauch seines Duftes am Kragen meiner Jacke. An-
scheinend roch der Hals dieses Mannes nach einem
Nachmittag inmitten von alten Büchern in Holzregalen,
während eisiger Regen ans Fenster prasselt, nach dem wür-
zigen Duft eines Kiefernwaldes und einem offenen Kamin,
in dem Flammen knistern und Kohlen aufglühen. Es war
berauschend und dekadent, beständig und tiefgründig.

Irgendjemand reichte mir von irgendwoher ein Taschen-
tuch, und ich schnäuzte ausgiebig, bis es ganz durchweicht
war.

»Ich wurde gerade entlassen«, erklärte ich schluchzend.
»Und jetzt das ... Heute ist wirklich nicht mein Tag.«

Er schenkte mir ein kleines Lächeln und nickte mir zu, sagte jedoch nichts.

Ich stopfte das vollgeschnäuzte Tuch in die Tasche seiner Jacke und sah, wie er kurz das Gesicht verzog.

»Ich lasse sie reinigen und gebe sie Ihnen so bald wie möglich zurück.«

Er schüttelte den Kopf. »Wie gesagt, nicht nötig. Abgesehen davon glaube ich, dass Sie gerade mehr damit anfangen können.«

Ich nickte. Er hatte nicht unrecht. Ich wollte auf keinen Fall die ganze U-Bahn-Fahrt bis Brooklyn und die zwölf Minuten Fußmarsch bis zu meiner Wohnung mit einem am Rücken komplett aufgerissenen Kleid zurücklegen müssen.

»Ich bin Ihnen wirklich dankbar«, sagte ich und spürte, wie sich weitere Schluchzer in meiner Kehle anbahnten und jeden Moment hervorzubrechen drohten. Ich biss die Zähne zusammen und atmete tief durch, um mich zu beruhigen und die Tränen in Schach zu halten. »Das ist noch schlimmer als damals, als ich mir vor der Cherry Tavern vor Lachen in die Hose gemacht habe und mir schnell einen Pulli kaufen musste, den ich mir für den Nachhauseweg um die Hüfte binden konnte.«

»Wie bitte?« Er wirkte aufrichtig verstört. »Sie haben sich in die Hose gemacht?«

Meine Güte, warum redete ich immer zu viel, wenn ich nervös war oder anderweitig aus der Fassung geriet? Eine wirklich schlechte Angewohnheit von mir, eine Art Tick,

etwas, was ich tat, während andere Leute bloß an den Nägeln kauten oder ihre Haare zwirbelten. Ich versuchte mit Humor gegenzusteuern.

»Vergessen Sie's. Egal, ich bin Ihnen wirklich dankbar. Sie haben mir im wahrsten Sinne des Wortes den Arsch gerettet.«

Aber er lachte nicht, er lächelte nicht einmal. Stattdessen zogen sich seine Augenbrauen zusammen. Sein Mund war eine gerade Linie, und als er den Blick von mir abwandte, sah ich, wie er sich mit der Zungenspitze über die Unterlippe fuhr.

Ich wünschte, Cleo und Lola wären hier und hätten das miterlebt: gefeuert, vor allen Fahrgästen der U-Bahn im wahrsten Sinne des Wortes bloßgestellt und zur Krönung noch ein heißer Typ, der mir zu Hilfe kam; ein heißer Typ, der ganz offensichtlich überhaupt nicht beeindruckt war von meiner Fähigkeit, ein ganzes Kleidungsstück zu zerreißen, ohne dazu meine Hände zu gebrauchen. Eines Tages würde das eine tolle Geschichte abgeben, die zwischen ein paar Gläsern Bier und unterbrochen von hysterischem Gelächter erzählt würde. Die Art von Geschichte, die es wirklich verdient hätte, in meine Hochzeitsrede einzufließen – die höchste Auszeichnung, die wir unseren peinlichsten Erlebnissen zuteilwerden ließen. Ich war nicht nur meinen Job los, sondern sozusagen auch mein letztes Hemd, und mit meiner Würde war es auch nicht mehr weit her.

Der Gedanke an meine Freundinnen brachte mich wie-

der etwas runter, und mein Atem beruhigte sich ein wenig. Einatmen, ausatmen, sagte ich in Gedanken zu mir.

Mit einem Ruck fuhr der Zug wieder an und brauste kurz darauf in die Chambers Street Station im Herzen von Manhattan.

Ich konzentrierte mich auf Cleo und Lola und stellte mir vor, wie wir alle diesen Kerl nennen würden, wenn ich ihnen die Geschichte erzählte. Anzug-Hottie? Er war definitiv ein Hottie. Vielleicht war Anzug-Hottie nicht meine beste Idee. Sicher auch nicht sehr originell. Aber es war auf den Punkt gebracht und leicht zu merken. Er war heiß, und er trug einen Anzug. Punkt.

Ich warf einen Blick zurück auf den Mann, der eben noch ein Fremder in der U-Bahn für mich gewesen war.

Er beugte sich gerade hinunter, um die Aktentasche aufzuheben, die er zwischen seinen Füßen abgestellt hatte. Sie bestand aus glattem, poliertem schwarzem Leder, sah aber trotzdem nach Vintage und viel geliebt aus. Ich kannte keinen Mann meines Alters, der etwas anderes benutzte als eine Kuriertasche oder einen Rucksack, aber andererseits hatte ich auch wenig mit Männern zu tun, die bei der Arbeit einen Anzug trugen.

Der Zug hielt, und die Türen öffneten sich. Er nickte mir noch einmal höflich zu. »Tja, dann machen Sie's gut«, sagte er. Ich war noch immer so benommen von der ganzen Situation, dass ich einen Moment brauchte, um zu begreifen, dass er ausstieg.

»Hey!«, rief ich ihm durch die Tür hinterher, als er auf

den Bahnsteig hinaustrat. Er wandte den Kopf noch einmal zu mir um, und unsere Blicke trafen sich. »Danke! Ehrlich. Ich schulde Ihnen was!« Er schüttelte den Kopf und winkte mir kurz zu, ein knappes Lebewohl von einem Fremden, der aufgetaucht war und mir buchstäblich den Hintern gerettet hatte, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. »Tut mir leid, dass ich Ihnen Ihr Hemd vollgeheult habe!«, rief ich ihm noch hinterher, aber er drehte sich nicht mehr um. Und dann war der Anzug-Hottie weg, verschlungen von der Menschenmenge, die aus dem Zug drängte, und dem Meer aus Leuten, die aus der Station hinausströmten.



Zurück im sicheren Hafen meines winzigen Apartments in Brooklyn, lud ich die Pappschachtel auf meiner schmalen Küchentheke ab und ließ die Taschen zu Boden gleiten, bevor ich das Jackett von den Schultern schüttelte. Ich hielt es vor mir hoch und betrachtete es eingehend. Die Taschen hatte ich bereits auf dem Nachhauseweg kontrolliert und darin lediglich mein zerknülltes Taschentuch gefunden. Das Sakko war entweder brandneu oder tadellos gepflegt. Mit dem Finger strich ich über den Rand des eingenähten Etiketts am Innenkragen. Gucci. Wow. Das war also jetzt offiziell das erlebteste Kleidungsstück in meinem Besitz.

Ich hängte es an einen Haken in meinem Wandschrank

und ließ das ruinierte Kleid von meinen Schultern gleiten. Dann plumpste ich auf mein Bett und spürte mit einem Mal die ganze Last dieses verpfuschten Vormittags in den Knochen. Ich fühlte mich so erschöpft, dass es wehtat.

Heute ist der schlimmste Tag meines Lebens, schrieb ich meinen beiden Freundinnen. *Bringt Bagels vorbei.*

Lola antwortete umgehend. *Bin im Meeting. Melde mich asap!!!* Ich wusste, das bedeutete, dass ich erst in ein paar Stunden damit rechnen konnte, wieder von ihr zu hören. Wenn dein Job darin besteht, Promi-News im Internet zu verbreiten, dann hat dein Post über die Blitz-Scheidung oder den jüngsten Skandal in der Regel Vorrang vor deinen Freunden. Aber Lola war loyal. Auch wenn sie nicht immer sofort reagieren konnte, war sie stets zur Stelle, wenn es drauf ankam.

Eine Minute später klingelte mein Handy. Ich drückte auf den grünen Button, und Cleos Gesicht tauchte auf dem Display auf, halb verdeckt von einem riesigen Kaffeebecher, den sie gerade zum Mund führte. »Alles okay bei dir?«, fragte sie und nahm einen kräftigen Schluck.

»Du glaubst nicht, was heute Morgen bei mir los war«, sagte ich direkt und verzichtete auf eine Begrüßung, um direkt auf den Punkt zu kommen. »Spayce hat mich gefeuert.«

»Oh, Shit, Fran. Das ist ja schrecklich!« Cleos Augen weiteten sich hinter ihrer Katzenaugenbrille aus Schildpatt, bei deren Auswahl ich ihr erst vor ein paar Wochen in einem Laden im East End geholfen hatte.

»Ich dachte, du solltest befördert werden?«

»Das dachte ich auch. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Auf dem Nachhauseweg ist mir in der U-Bahn mein Kleid hinten komplett aufgerissen. Halb Manhattan hat meinen Hintern gesehen.«

»Was?!« Cleo verzog entsetzt das Gesicht. »Warte mal, ich bin jeden Moment im Büro.« Ich sah, wie sich der Bildausschnitt auf meinem Display änderte, als sie das Handy auf ihrem Kaffeebecher balancierte, um die Bürotür hinter sich zuzumachen. »So«, sagte sie, als ihr Gesicht wieder auf meinem Display auftauchte. »Muss ja nicht der ganze Laden deine Geschichte mitbekommen.«

Cleo schob sich eine Strähne ihres schnurgeraden schwarzen Haars hinters Ohr, was ihren angeschrägten Bob nur noch schicker wirken ließ. Sie war Anwältin bei der Legal Aid Society und arbeitete zusätzlich als Lehrbeauftragte an der privaten Fordham University. Lola und ich zogen sie gerne damit auf, dass bestimmt all ihre Studenten betört von ihr seien, aber sie ließ uns regelmäßig mit einem messerscharfen Blick abblitzen. Das hatte Lola jedoch bei unserer letzten Karaoke-Session im Winnie's vor ein paar Monaten nicht davon abgehalten, Cleo mit einem »Hot for Teacher«-Ständchen zu beehren.

»Sei mir nicht böse«, sagte sie und schob sich die Brille auf der Nase hoch, »aber ich habe noch genau fünf Minuten, bevor ich zum Unterrichten in dieses Seminar muss. Also, erzähl mir die Kurzversion, und ich komme nachher so schnell ich kann bei dir vorbei.«

Ich gab ihr einen knappen Abriss der Geschichte von meiner U-Bahn-Fahrt, der blöden Pappschachtel voller Arbeitserinnerungen, der schwangeren Frau ohne Sitzplatz, meinen verschwitzten Achseln und natürlich von *ihm*.

»Wow«, sagte Cleo. »Du weißt ja, was ich von diesem ganzen sexistischen Ritterlichkeits-Quatsch halte.«

Das wusste ich sehr wohl.

»Ich bin sicher, du wärest auch ohne seine Hilfe ganz gut klargekommen«, fuhr sie fort.

Ich nickte zustimmend.

»Aber«, fügte sie hinzu, »irgendetwas daran ist auch total scharf. Ich meine, normalerweise sieht doch in der U-Bahn keiner auch nur von seinem Handy auf? Geschweige denn, dass jemand einem dann auch noch zu Hilfe kommt?«

»Und jetzt halt dich fest!«, rief ich. »Die Jacke ist von freakin' Gucci.«

Cleo pfiß durch die Zähne. »Du meine Güte«, sagte sie und zog die Worte anerkennend in die Länge.

»Ich *weiß*. Aber vielleicht hat ihm das Jackett ja auch Unglück gebracht, und er hat mich benutzt, um es loszuwerden«, witzelte ich und zog mir die Decke bis über die Schultern hoch.

»Tja, egal, du kannst es auf eBay verkaufen und ein kleines Vermögen damit machen.«

»Wird mir auch nichts anderes übrig bleiben, wenn meine Gehaltsfortzahlung endet. Ich habe bloß acht Wochen.«

»Uns fällt schon was ein.« Ich konnte Cleos graue Zellen bereits durchs Telefon arbeiten hören. »Und hey, Fran, vielleicht ist es ja so das Beste. Ich meine, du hattest die Arbeit bei Spayce doch schon lange satt.«

»Ja klar«, stimmte ich ihr zu, »aber was sagt das über mich aus, dass ich gekündigt wurde? Vielleicht habe ich die ganze Zeit meinen Job total beschissen gemacht und es nicht mal gemerkt.«

»Franny, so 'ne Kündigung kann jedem passieren. Außerdem hast du meine komplette Wohnung eingerichtet, also habe ich den direkten Beweis, dass deine Arbeit ganz fantastisch ist.«

»Das musst du ja jetzt sagen«, erwiderte ich. »Ich hab dir bloß ein paar schönere Dekokissen besorgt. Das kann doch jeder.« Klar, das meinte ich als Witz, aber da war plötzlich diese neue, verunsicherte Stimme in meinem Kopf, die sich fragte, ob an den Worten nicht vielleicht doch etwas dran war.

»Abgesehen davon«, fuhr ich fort, »stimmte das Gehalt. Ich mochte die Stabilität. Die kostenlosen Snacks. Die Kohle.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Und ich will damit ja auch nicht sagen, dass es für alles einen guten Grund gibt...«

»Und wie du das tust!«, unterbrach ich sie. Cleo dachte zwar wie eine Anwältin, aber sie fühlte wie jemand, der an die Magie der Welt und die unsichtbare Kraft des Universums glaubte. Die Visionsboards waren ihre Idee gewesen.

»Ich will damit nur sagen, dass diese Kündigung vielleicht auch eine Chance für dich ist. Du hast dich gefühlt eine Million Mal darüber beschwert, dass du bei Spayce nie wirklich etwas Praktisches tun konntest. Du konntest weder die Räume, die du gestaltet hast, jemals betreten, noch die Möbel genau so stellen, wie du sie haben wolltest.«

Cleo hatte recht. Ich hatte mich darüber beklagt. Sehr oft sogar.

»Du weißt schon, was ich meine«, fuhr sie fort. »Sieh es als Gelegenheit, endlich das zu tun, was du schon immer tun wolltest. *Dein* Ding zu machen.«

»Jetzt klingst du wie ein billiger Ratgeber«, erwiderte ich etwas ungehalten. Den Traum von einer Karriere, die sowohl meiner kreativen Seele als auch meinem Bankkonto guttat, hatte ich schon vor langer Zeit aufgegeben. Ich hatte mich damit abgefunden, dass Arbeit für mich einfach nur ein nützliches Übel war, das dem Überleben diente, ein Mittel zum Zweck eben. So war das auch für meine Mutter und Jim, meinen Stiefvater, gewesen, und die waren damit ganz zufrieden gewesen. Es war schließlich keine Schande, wenn man arbeitete, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und das, was man liebte, nebenbei tat. Oder zumindest war es das, was ich mir bis zu diesem Punkt immer eingeredet hatte, um meine beruflichen Entscheidungen vor mir selbst zu rechtfertigen.

Ich hörte Cleo lachen. »Du wirst deine Träume noch

wahrmachen«, schmetterte sie ins Telefon, bevor sie das Gespräch nach einem kurzen Abschiedsgruß beendete. Und ich musste wieder an die Träume denken, die mich überhaupt erst dazu gebracht hatten, nach New York zu ziehen, und daran, dass ich bis jetzt nichts davon umgesetzt hatte.



Es gibt eine endlose Liste von Dingen, die ein Mensch tun kann, nachdem er gefeuert wurde: vor Wut ein Loch in die Wand schlagen, meditieren, einen neuen Job suchen, sich betrinken. Ich schlief ein. Es war nicht so, dass ich es bewusst versucht hätte, aber irgendwo zwischen Textnachrichten und WhatsApp-Chats mit meinen ebenfalls verschmähten Ex-Kollegen war ich einfach weggepennt. Natürlich war es mein Telefon, das mich zwei Stunden später wieder aufweckte; das Pinggen meiner SMS-Benachrichtigungen riss mich aus dem Schlaf.

Ich griff nach meinem Smartphone. Ich hatte dreizehn neue Nachrichten von Lola, und ihre letzte lautete: *Fran, alles ok? Ich bin hier! Lass mich rein!* Ich schnappte mir also meinen ausgebleichten Bademantel vom Haken, eilte zur Tür und band mir den Gürtel im Rennen zu.

»Hey«, rief ich ganz außer Atem, als ich die Tür aufriß. »Tut mir total leid, aber ich bin einfach eingepennt.« Lola, in ihrer ganzen Pracht aus wasserstoffblonden Haaren und verschmiertem Lidstrich, drückte mir eine

braune Papiertüte in die Hand, die sich noch ganz warm anfühlte.

»Ich hab uns Bagels mitgebracht«, sagte sie mit ernster Stimme. Das war meine Lola. Sie brachte die rettenden Bagels mit, jedes Mal. »Es tut mir leid, dass du so einen beschissenen Tag hattest«, sagte sie, während sie ihre schwarzen Stiefeletten auszog und die Tür hinter sich schloss.

»Ja, bin gefeuert worden.« Ich stellte die Bagels oben auf meinen Herd, weil meine Arbeitsplatte immer noch von der Schachtel mit Erinnerungsstücken besetzt war.

»Ja, das auch. Es ist furchtbar. Aber dein Kleid und der Typ in der U-Bahn«, sagte sie, zog mich an sich und umarmte mich.

»Hat Cleo dir davon erzählt?«, fragte ich und ließ mich ganz fest von ihr drücken. »Er sah aus wie ein Filmstar, und ich hab mir praktisch die Nase mit seinem Hemd gegputzt. Einen guten ersten Eindruck zu erwecken, scheint nicht gerade meine Stärke zu sein.«

»Cleo?« Lola rückte eine Armeslänge von mir ab. »Ich habe überhaupt nicht mit ihr gesprochen. Sie gibt doch heute dieses doofe Umweltrecht-Seminar, das immer den ganzen verdammten Tag dauert.«

»Ach, stimmt. Ich schätze, mir ist entfallen, dass ich dir schon von dem U-Bahn-Albtraum erzählt habe.«

»Franny.« Sie beugte mich mit einem seltsam forschenden Blick. »Hast du meine ganzen Nachrichten gar nicht gelesen?«

Mein Kopf schwirrte bei dem Versuch, mich zu erinnern. »Ich weiß nicht. Wieso?«

Sie verdrehte die Augen, sichtlich genervt, dass ich ihre Nachrichten ignoriert hatte.

»Okay, also heute in der Arbeit haben wir diese Instagram-Story verfolgt, die gerade viral geht«, erklärte sie. Als stellvertretende Herausgeberin der auf Popkultur spezialisierten Website *LookingGlass* »verfolgte« sie andauernd irgendetwas – wer wem auf Social Media entfolgte, die besten Promifotos, Tik Tok-Sternchen, die eventuell etwas miteinander am Laufen hatten, und allerlei Gerüchte und Klatsch, die ihr anonym per Direktnachricht oder E-Mail zugeschickt wurden. »Und ich glaube, das bist du.«

»Was meinst du mit ›du glaubst, das bin ich.‹?«, fragte ich mit vor Panik leicht schriller Stimme.

»Ich meine, ich... *weiß*, dass du das bist. Du hast doch diese verrückte Vintage-Tasche mit diesen ganzen Blumen aus Strasssteinen drauf. Und dann noch deinen Spayce-Beutel, der ist auch auf einigen Fotos zu sehen. Außerdem würde ich dein hübsches Gesicht überall erkennen. Deinen Hintern auch.« Sie grinste, zweifellos, um die Stimmung aufzuhellen. Ohne Erfolg.

»Fotos?« Jetzt kreischte ich wirklich. Ich war kein Mensch mehr, sondern ein sehr lauter Vogel in einem menschlichen Körper.

»Da bist du und dieser wahnsinnig heiße Typ mit der blauen Krawatte, der aussieht, als wollte er dir in den Hintern kneifen. Er riecht an deinen Haaren«, sagte sie.

»Und du umarmst ihn regelrecht. Es ist jugendfrei, aber ziemlich heiß. Und irgendjemand hat Fotos davon gepostet. Sogar GIFS draus gemacht, was zugegebenermaßen ziemlich genial ist.«

Mein Gesicht erstarrte vor Entsetzen.

Lola fuhr unbeirrt fort: »Ihr flirtet miteinander. Du hast deine Hände überall auf ihm und streichelst seine Brust. Und dann beugt er sich vor, um dich zu umarmen oder vielleicht sogar zu küssen – das sieht man nicht so genau. Hat er dich geküsst?«

»Was?«, kreischte ich, hastete zu meinem Bett und schnappte mir mein Handy. »Der Zug hat abrupt gebremst, und ich bin bloß gegen ihn getaumelt, und er hat das Gleichgewicht verloren. Wir haben uns definitiv nicht geküsst, Lo! Oder gestreichelt. Oder uns umarmt und gestreichelt. Warum würde ich so etwas mit einem Fremden tun, den ich gerade erst zufällig in der U-Bahn getroffen habe?«

Meine Stimme war jetzt nur noch ein Knurren. Von einem Augenblick zum nächsten hatte ich mich von einem Vogel in einen Berglöwen verwandelt.

Lola hob die Augenbrauen und biss sich auf die Unterlippe. »Ich weiß nicht – so zum Spaß?«

Ich drehte mich wütend um und wedelte mit beiden Mittelfingern vor ihrem Gesicht herum.

»Oh, Fran, ich zieh dich doch bloß auf. Natürlich glaube ich dir.« Lola setzte sich neben mich auf die Bettkante. »Aber ich hab mir diese Fotos echt lange und

genau angeguckt, und darauf ist jemand zu sehen, der genauso aussieht wie du und sich in den Armen eines heißen Typen ausheult, während der dir sein Jackett um die Schultern legt.«

Mein Magen drehte sich nicht mehr um, er sackte tot in sich zusammen. Ich hämmerte auf mein Smartphone ein, aber meine Finger konnten mit meinen rasenden Gedanken kaum Schritt halten. Ich fand Lolas Nachrichten, in denen sie versuchte, mir schonend mitzuteilen, dass ich womöglich gerade dabei war, zu einer Internetsensation zu werden, mit Screenshots zum Beweis.

»Heilige Scheiße.« Ich pfefferte das Handy neben mich. Ich wusste überhaupt nichts mit mir anzufangen, außer ins Bad zu stürzen und mich zu übergeben.

»Irgendeine Userin hat alles in ihrer Story gepostet«, sagte Lola sanft.

»Ich will es sehen«, verlangte ich.

Lola schürzte die Lippen, und mit einem widerwilligen Seufzer nahm sie mein Handy, entspernte es und tippte darauf herum.

»Woher weißt du mein Passwort?«, fragte ich verwirrt.

»Das hast du mir mal gesagt. Noch auf der Uni. Du warst betrunken und wolltest, dass ich dir eine Pizza bestelle«, meinte sie, als wäre das ein absolut einleuchtender Grund. »Vielleicht solltest du es wenigstens jedes Jahrzehnt ändern.«

Als sie mir das Smartphone wieder reichte, zitterten meine Hände. Denn da war ich, auf meinem eigenen

Handydisplay, in einem Instagram-Highlight mit dem Titel »U-Bahn-Crush«.

Ich sprach die Worte leise aus.

»So nennen sie eure Begegnung«, sagte sie nüchtern.
»U-Bahn-Crush.«

»Was?!« Ich hörte mich wieder laut und schrill an.

»Crush sagt man, wenn zwei sich ineinander verknallt haben«, erklärte Lola mit sanfter Stimme.

»Ich weiß, was mit Crush gemeint ist!«, blaffte ich sie an. »Ich bin nur ... So war das nicht! Ich hab mir das Kleid zerrissen, und dieser Typ in der Bahn hat darauf bestanden, dass ich seine Anzugjacke nehme, die wohlge-merkt von Gucci ist. Er hat sie mir überlassen, als wäre es nichts, und ich hab nicht mal seinen Namen mitbekommen, aber er will sie auch gar nicht zurückhaben, also bleib ich jetzt wohl drauf sitzen.«

»Ooooooh. Na ja, *dann* ergibt das natürlich alles *viel* mehr Sinn«, sagte Lola grinsend. Sie amüsierte sich prächtig.

»Deinen Sarkasmus kannst du dir echt sparen.« Ich schaute wieder auf mein Handy und klickte mich durch die Story. Irgendjemand, der sich in der U-Bahn ganz in unserer Nähe befunden haben musste, hatte – oh mein Gott – eine ganze Fotoserie von mir geschossen, verschwitzt und mit vom Weinen fleckig rotem Gesicht, und man erkannte ganz deutlich, dass ich gerade dabei war, die Nerven zu verlieren. *OMG – die Arme hat sich das Kleid in der U-Bahn-Tür eingeklemmt*, stand quer über dem ver-

schwommenen Foto von mir und dazu noch eine Zeile voll Emojis, die weinten und entsetzte Gesichter machten.

Ich klickte weiter. *Es gibt immer hilfsbereite Menschen*, stand quer über einem Foto, auf dem die schwangere Frau sich zu mir beugte und mir helfen wollte. Ein GIF von einem winkenden Feuerwehrmann prangte in der rechten oberen Ecke. Himmel, war das peinlich.

Mit *Ein superheißer Kerl rettet den Tag!* war das nächste Foto betitelt, auf dem mir der Typ gerade sein Jackett umlegte. Auf einem anderen Foto lächelte ich ihn tränenüberströmt an – ich konnte mich überhaupt nicht erinnern, an irgendeinem Punkt gelächelt zu haben –, und es wirkte tatsächlich so, als redeten wir vertraulich miteinander.

»Verdammt, so war das nicht!« Ich sah Lola voller Panik an, und sie legte mir instinktiv den Arm um die Schulter. »Also, *überhaupt nicht*. Ich meine, schon irgendwie, aber ich möchte klarstellen, dass ich echt nicht beabsichtigt habe, mich an den Anzug-Hottie ranzuwanzen. Ich bin ihm bloß in die Arme gefallen, weil der Zug sich so ruckartig bewegt hat! Und er hat mir seine Anzugjacke auch nur gegeben, weil mein Kleid zerrissen war, und das war wirklich meine Rettung.«

»Anzug-Hottie?«, wiederholte Lola lachend.

Ich verschränkte schnaubend die Arme. »Er braucht einen Spitznamen«, erklärte ich.

»Okay.« Sie neigte gespielt nachdenklich den Kopf zur Seite. »Für meinen Geschmack ziemlich wortwörtlich, aber ich geb dir einen Punkt für die Mühe.«

Ich sprang auf und tigerte neben meinem Bett auf und ab, recht viel größer war mein Zimmer sowieso nicht. Nach New Yorker Maßstäben ging meine Wohnung als sogenannter Junior One Bedroom durch, eine beschönigende Bezeichnung dafür, dass es darin eine winzige Nische gab, in die ein Bett passte. Ich hatte sogar ein kleines Doppelbett und einen Nachttisch darin untergebracht. Möblierungslösungen für kleine Räume waren meine Superpower.

»Wem gehört der Insta-Account?«

»Irgendeiner Studentin von der New York University. Aber die Story wird schon überall geteilt. Sie verschwindet zwar nach vierundzwanzig Stunden wieder, doch die Userin hat auch ein Highlight draus gemacht und sogar ein Foto von euch als Beitrag in ihren Insta-Grid gepackt. Was mich, ehrlich gesagt, überrascht. Der Grid ist schließlich eine Art heiliger Raum.« Sie schüttelte den Kopf, um ihr digitales Medienhirn wieder ins Gleichgewicht zu bringen. »Ich kapier wirklich nicht, wie diese Generation die sozialen Medien nutzt«, seufzte sie missbilligend, als wäre sie eine alternde Großmutter und nicht jemand, der sich erst letztes Jahr den Text eines One-Direction-Songs hatte tätowieren lassen.

»Können wir die Frau kontaktieren, die das gepostet hat?«, fragte ich in dem kläglichen Versuch, einen Plan zu entwerfen, wie ich die Fotos umgehend aus dem Netz entfernt bekam. »Die muss das runternehmen.«

»Ich habe ihr schon eine Direktnachricht geschickt.

Aber wenn man den Hashtag #UBahnCrush eingibt, dann taucht es überall auf. Es wird wie wild geteilt.«

»Es gibt einen *Hashtag*?!«, fragte ich mit einer Stimme, die zwischen Panik und Entsetzen schwankte.

»*Du* bist der Hashtag. Ich meine, jetzt schau mal, das ist nicht unbedingt was *Schlechtes*. Vielleicht hilft es dir dabei, einen neuen Job zu finden.« Sie klang wie eine gewiefte Geschäftsfrau, die ihr Produkt anpreist.

»Ja, klar, weil es das ist, worauf alle Arbeitgeber Wert legen, wenn sie jemanden einstellen wollen«, fauchte ich.

»Influencer machen einen Haufen Kohle, Fran.« Jetzt hörte sie sich an wie eine Oberlehrerin. »Überleg mal, was irgendwelche popeligen Bachelor-Kandidatinnen allein mit ihren Insta-Accounts verdienen.«

Ich ignorierte ihre Belehrung zum Thema »Geldverdienen mit Social Media für Anfänger«.

»Bist du okay?«, erkundigte sich Lola, aber ich war zu fassungslos, um zu antworten. Ich klickte mich wieder durch die Bilder. Da war ein Foto, auf dem ich mein Gesicht an seine Brust schmiegte. Und obwohl ich nur ungeschickt gegen ihn gerempelt war, sah es so aus, als würde ich ihn absichtlich umarmen, mich an ihn lehnen, ihn anlächeln, anhimmeln. Ein riesiges GIF von einem gezeichneten Gesicht mit Herzaugen blinkte in der unteren rechten Ecke des Bildschirms. *BITTE, LASS ES EINE U-BAHN-LIEBESGESCHICHTE SEIN!*, kreischte der Bildtitel in Neonpink.

Ich klickte weiter, und da war ich, mit meiner Hand

an seiner Brust, aber diesmal blickte ich mit großen Rehaugen zu ihm auf. *Ich erlebe gerade live, wie zwei Menschen sich in der U-Bahn verlieben, und ich sterbe!*, schrieb die Userin. Auf dem nächsten Bild stand ich neben ihm und hatte sein Jackett an, mit dem GIF von zwei zu einem Herz geformten Händen. #UBahnCrushforever stand in fetten pinken Lettern darüber. Und am Ende kam noch ein Foto von mir, wie ich ihm beim Aussteigen etwas hinterherrief. *Bestimmt haben sie Nummern ausgetauscht, und wenn sie nicht gestorben sind ...*, stand darunter, zusammen mit einem Meer aus Herz-Emojis. Und dann noch mal der Hashtag. Himmelherrgottnochmal. Nummern ausgetauscht? Ich hatte dem Typen das Hemd vollgerotzt, und er hatte geradezu fluchtartig den U-Bahn-Waggon verlassen, um mir zu entkommen. Aber Lola hatte nicht unrecht; auf den Fotos sah es wirklich so aus, als wären wir ineinander verknallt.

Ich scrollte weiter und entdeckte eine ganze Serie Screenshots von Nachrichten, die sie von ihren Followern bekommen hatte. *Alle sind verrückt nach #UBahnCrush!*, hatte sie triumphierend vermerkt. Ich klickte auf den Hashtag, und da waren noch mehr Leute, die ihre Story teilten, den Hashtag mit Herz-Emojis und weinenden Emojis und sogar einem Auberginen-Emoji kommentierten! Okay, der Typ war echt heiß, aber *bitte*.

Als ich fertig war, klickte ich zurück auf den Account der Studentin, die ihre Story aktualisiert hatte, während ich den Hashtag gecheckt hatte.

Das letzte Bild war nun ein schwarzer Bildschirm, darauf in riesiger roter Schrift: *OMG DIE NEW YORK POST HAT MICH GERADE WEGEN #UBAHNCRUSH ANGERUFEN!!!!!!!!!!* Es war mit einem Zeitstempel von vor drei Minuten versehen.

»Ach, die *Post*«, murmelte Lola, als sie mir über die Schulter blickte. »Die lieben solche Geschichten.«

Noch während sie das sagte, klingelte mein Telefon.

»Lass die Mailbox drangehen«, riet sie mit einer Stimme, die nichts Gutes verhieß. »Und stell das Handy auf lautlos.«

Verdammt.

Sie hatten nicht lange gebraucht, um mich zu finden. Schließlich hatte ich wie jeder in meinem Alter eine deutliche Spur im Internet hinterlassen, seit ich dreizehn war.

Nachdem ich die Anfrage abgehört hatte, die mir ein Reporter der *New York Post* hinterlassen hatte, öffnete ich meine Inbox und fand dort Nachrichten von *Refinery29*, *Cosmopolitan*, *BuzzFeed*, *The Daily Mail* und *Bustle*. Ich war wirklich leicht zu identifizieren gewesen, denn sowohl mein Instagram- als auch mein Twitter-Account waren öffentlich, und auf beiden nannte ich Spayce in meinem Profil. Daraufhin hatte jemand mein LinkedIn-Profil entdeckt, mein Foto von dort abgeglichen und herausgefunden, dass es sich bei mir tatsächlich um eine Hälfte des U-Bahn-Crushs handelte. Der Besitzer der Anzugjacke war allerdings noch anonym, klar, wahrscheinlich war er einer dieser »Ich bin nicht auf Social

Media«-Typen, viel zu beschäftigt damit, anderen Leuten aus der Patsche zu helfen, eine Art Clark Kent, der sich nicht die Mühe machte, in einen Superhelden-Anzug zu schlüpfen. Aber keine Sorge. Jemand hatte die Marke und das Modell der Jacke ermittelt und sie auf Instagram verlinkt, zusammen mit der Info, wo man sie kaufen konnte.

Cleo kam nach ihrem Seminar mit zwei Flaschen Wein vorbei, ich schlüpfte in eine Jogginghose, und wir setzten uns auf meine blaue Samtcouch, um zu besprechen, wie ich mit meinem neu gewonnenen Fame umgehen sollte. Noch während wir uns berieten, veröffentlichte *Buzz-Feed* einen Artikel mit dem Titel: »#UBahnCrush ist die Liebesgeschichte, von der wir nicht wussten, dass wir sie brauchten, aber jetzt bekommen wir gar nicht mehr genug davon.« Ich blockierte die Nachrichtenfunktion auf Insta, löschte meinen sowieso bereits seit Längerem verwaisten Twitter-Account und deaktivierte Facebook. Wir köpften die zweite Flasche Wein.

»Das ist alles bald wieder vergessen, glaub mir«, sagte Lola beruhigend. Sie saß am Boden auf einem der riesigen goldenen Dekokissen, die in meiner winzigen Wohnung auch als Sitzgelegenheit dienen. »Du wirst sehen, in einer Woche erinnert sich keiner mehr daran.« Sie benutzte einen meiner dicken Kunstbände über die italienische Renaissance als Tablett für Knabberzeug und Käse. Ich hatte den Kopf auf Cleos Schoß gelegt, und sie fuhr mir sanft durchs Haar und strich mit den Fingern

über meine Kopfhaut, als könnte sie meine Schmach wegmassieren.

»Es ist einfach so peinlich«, stöhnte ich, drehte mich auf den Rücken und drückte die Handballen an meine Schläfen.

»Was genau?«, fragte Cleo.

»Äh, *alles?!*«, erwiderte ich empört, als wäre es offensichtlich.

»Aber ich meine, was *genau* bringt dich so aus der Fassung?«, hakte sie im Anwaltsmodus nach. »Ist es, weil du entlassen wurdest, oder ist es die Tatsache, dass dein Hintern in aller Öffentlichkeit zu sehen war, oder der Engtanz mit dem Anzug-Hottie?«

»Natürlich die Kündigung«, antwortete ich wahrheitsgemäß. Ich war jetzt arbeitslos und hatte davor schon von Gehaltszahlung zu Gehaltszahlung gelebt. Ich war verrätzt. »Ich weiß, es ist nur ein Job, aber er fühlte sich wie ein großer Teil meiner Identität an. Als machte er mich aus. Und ihr wisst ja, dass das sowieso schon ein schwieriges Thema für mich ist.« Über die Jahre hatten Cleo und Lola sich immer wieder anhören müssen, wie sehr mich die Tatsache belastete, dass ich meinen leiblichen Vater nicht kannte. Ich hatte nur ein vages Bild von ihm, und das Thema mit meiner Mutter zu besprechen war heikel. Er existierte praktisch nur auf einem Foto, das ich in meinem Nachttisch aufbewahrte. Mein ganzes Leben hatte ich das Gefühl gehabt, dass eine Hälfte von mir lediglich schemenhaft existierte.

»Und auch ein bisschen ...«, fuhr ich fort und bemerkte, wie Cleo Lola mit hochgezogenen Brauen ansah, »ja, okay, der Anzug-Hottie. Schließlich ist es nie angenehm, sich vor jemandem total zu blamieren, schon gar nicht, wenn es sich dabei um einen Typen handelt, bei dem man unter normalen Umständen nichts gegen einen Flirt hätte. Und ich hab ihm auch noch erzählt, dass ich mich vor der Cherry Tavern eingepinkelt habe.«

Cleo zuckte zusammen. Sie war dabei gewesen.

»Ich meine, ihr habt alle Typen der letzten zehn Jahre mitgekriegt, mit denen ich was hatte. Keiner von ihnen stand auf der Sexyneß-Stufe: »Ich trage eine Aktentasche und seh auch noch heiß dabei aus.«

»Nick, der Graffiti-Künstler, war sexy«, sagte Lola.

»Du meinst Nick, der mir zum Valentinstag ein gerahmtes Bild von *sich selbst* geschenkt hat?«

»Ah, stimmt, das hatte ich total vergessen.« Lola verzog den Mund zu einem missbilligenden Lächeln.

»Und da war doch noch Aaron, der Kletterer«, meinte Cleo. »Erinnert ihr euch daran, dass sein Bett in der Küche der Wohnung stand, die er sich mit Jasper teilte?«

Mit Jasper hatte Cleo mit Mitte zwanzig eine On-off-Beziehung geführt, und Aaron, der Kletterer, war ein paar Monate lang sein Mitbewohner gewesen. Sein Bett hatte so nah am Herd gestanden, dass einmal sogar das Kissen Feuer gefangen hatte, als er gerade dabei gewesen war, Käsemakkaroni für uns alle zu kochen. Aber er hatte einen süßen Hintern gehabt.

